

In die Bocksiedlung und ins Barackenlager Reichenau statt in die Sowjetunion

Anfang der 1930er-Jahre, als die Not groß und Arbeitsplätze rar waren, suchten verzweifelte Menschen ihr Glück in der Fremde. Manche hegten abenteuerliche Pläne wie der Landesparteiobmann der KPÖ Tirol und spätere Spanien-Kämpfer Franz Frank, der mit politisch gleichgesinnten Kameraden auf einem selbst erbauten Holzboot den Inn hinunter, über die Donau und das Schwarze Meer bis in die Sowjetunion gelangen wollte. Im Juli 1932 stach die Gruppe in „See“, doch schon bei der Volderer Brücke kenterte sie und konnte erst nach einiger Mühe geborgen werden.¹

Bereits ein Jahr zuvor wollten Josefa und Otto Rauth denselben Weg nehmen. Josefa war in unvorstellbarer Armut aufgewachsen und 1904 als Kind Fahrender in Mils in einem „Bloachenwagen“ auf die Welt gekommen. Zunächst wurde sie bei Zieheltern in Hall untergebracht, dann in einem Waisenhaus, von wo sie Reißaus nahm und nach Südtirol floh, da sie von ihren Pflegeeltern von einer dort lebenden Schwester erfahren hatte. Eine Zeitlang fand sie bei dieser auch eine Bleibe, dann verdingte sie sich bei mehreren Bauern als Magd. Die unmenschliche Behandlung, die ihr dabei widerfuhr, bewog sie, sich einer Sintifamilie anzuschließen, mit der sie wieder nach Nordtirol zurückkehrte. In Tulfes fand sie Arbeit auf einem Bauernhof, diesmal waren die Arbeits- und Lebensbedingungen wesentlich besser und man schätzte ihren Fleiß. Josefa übersiedelte schließlich nach Hötting, lebte dort mit einem Mann zusammen, bekam ein Kind, heiratete aber Ende der 1920er-Jahre den um drei Jahre jüngeren Otto Rauth, einen Maurer, der kommunistischen Vorstellungen nachhing. Dessen Eltern, beide Postangestellte, bildeten die untere Schicht des Beamtentums, umso erbitterter rangen sie um ihren Status als Angehörige der Mittelschicht, aus der nun Sohn Otto ausscherte. Nicht nur, weil er es ihrer Ansicht nach nicht weiter als bis zum Maurer brachte und sich mit politischem Gesindel einließ, das in Hötting, wo sie wohnten, ihre Hochburg hatte. Ein besonderer Dorn im Auge war ihnen dessen Gattin Josefa, die nichts hatte, weder vorzeigbare Eltern noch einen tadellosen Ruf und schon gar keine bürgerliche Tugendhaftigkeit. Für sie sah Josefa aus wie eine Zigeunerin mit einem ledigen Bastard im Arm, die ein Kind ums andere gebar, schuftete konnte wie ein Mann und beim Bau des Pradler Hallenbades Mörtel austrug. Mit ihrem Mann erwog Josefa einen Ausweg, um nicht länger bei den Schwiegereltern zu wohnen, wo sie schwerlich gelitten war. So baute Otto mit zwei kommunistischen Freunden, Fritz Christ und einem Matrosen, wie es in den Familienerzählungen heißt, ein



Otto und Josefa Rauth mit Hund und den zwei Miterbauern des Floßes Arche Noah (Foto: Stadtarchiv Innsbruck, Sammlung Kreuzt)

Floß, die Arche Noah, auf dem er mit Frau, Kind, Hund und den beiden Bekannten lebte, am Inn, nahe dem Sandwirt, in der Reichenau in Innsbruck. Das Geld für die Überfahrt in die Sowjetunion, wo sie sich ein ordentliches Auskommen in einem Leben erhofften, das sich nicht länger am Rande der Gesellschaft abspielen sollte, erarbeiteten sie sich auf zweierlei Weise: zum einen durch den Verkauf von Ansichtskarten, auf denen das Floß abgebildet war, zum anderen durch Eintrittsgebühren für Schaulustige, die sie auf das Boot ließen. Doch die finanziellen Mittel reichten nicht, um die kühnen Pläne zu realisieren.²

Gründer der Bocksiedlung

Als die Fürsorge Wind davon bekam, dass ein Ehepaar mit einem Kind auf einem Boot am Inn lebte, vermittelte die Stadt Innsbruck der Familie einen Wohnwagen älteren Baujahres und ließ ihn dort aufstellen, wo sich schließlich die so genannte Bocksiedlung ausbreiten sollte, auf dem Gelände zwischen Langem Weg, Andechs- und Klappholzstraße.³ Der Tiroler Anzeiger berichtete am 1. Juni 1932, dass sich die Familie Rauth als erste mit ihrem Wohnwagen auf den städtischen Gütern in der Reichenau niederließ, die Räder abmontierte und den Wagen auf ein Ziegelfundament stellte. Bald habe sich ein zweiter und dann ein dritter Wohnwagen zugesellt, Zubauten wären erfolgt und ein Ziehbrunnen ausgehoben worden. Kurz darauf wurden Häuschen mit Zimmer und Küche erbaut, aus Kisten, Bret-

tern und alten Blechkannen: „Und auf einmal hatten sich die Nomaden hier sesshaft gemacht.“ Die Nomaden, das waren Jenische, Arbeitslose, TagelöhnerInnen, Menschen, die in der Krisenzeit nur Gelegenheitsarbeiten nachgehen konnten, Wohnungslose, KellerbewohnerInnen und fast allesamt Ausgesteuerte, die mit keiner staatlichen Unterstützung mehr rechnen konnten und sich nun selbst zu helfen wussten.⁴

Eines ist jedenfalls sicher: Josefa und Otto Rauth siedelten sich vor Johann Bock an, der sich zu einer Autorität aufschwang, die verantwortlich dafür ist, dass sich für das besagte Areal der Name Bocksiedlung durchsetzte. Da der eine stur war und der andere sich durch das Herumfuchteln mit einem Gewehr Respekt verschaffte, kam es zwischen Rauth und Bock zu heftigen Auseinandersetzungen. Einen Chef wollte Rauth nicht akzeptieren und so gab er die Wohnstätte mit seiner Familie wieder auf. Den Wohnwagen überließ er einem gewissen Salcher, der gelernter Frisör war und sich ein kleines Haus rund um den Wohnwagen errichtete, der inmitten dieser neuen Behausung stehen blieb.

Vom Arbeitserziehungslager Alderney ins ehemalige Arbeitserziehungslager Reichenau, Baracke D 20

Noch 1932 übersiedelte die Familie Rauth in eine Kellerwohnung in die „Koatlackn“ in der Innstraße, wo zwei der Kinder an Diptherie verstarben. Josefa und Otto Rauth wechselten 1938 ein paar Meter weiter in eine andere Wohnung ins abgewohnte Turnus-Vereinshaus.⁵ Wegen regimfeindlicher Äußerungen – so bezeichnete er Hitler als Psychopathen – verhaftete die Gestapo Otto Rauth⁶ und deportierte ihn auf die von der deutschen Wehrmacht eingenommene britische Kanalinsel Alderney in ein Lager, das den Namen „Sylt“ bekam und ein SS-Außenlager der Konzentrationslager Sachsenhausen und Neuengamme war. Die deutschen Besatzer nutzten es als Arbeitserziehungslager, in dem die Häftlinge Schwerarbeiten im Hafens-, Bunker- und Festanlagenbau oder im Steinbruch zu verrichten hatten, aber auch Blindgänger entschärfen und Schutt beiseite räumen mussten.⁷ Otto Rauth überlebte, er kehrte in die Heimat zurück, ohne Zähne zwar, doch anerkannt als politisch Verfolgter des Nationalsozialismus. 1946 wurde er in das Bauernhaus eines Nationalsozialisten in der Lohbachsiedlung 124 eingewiesen, wo die Familie, insgesamt 12 Personen, in einer Küche, einem Zimmer und Kabinett lebte. Mit einem Gewerbeschein von Josefa half Otto Rauth mit, Wrackteile abgeschossener US-amerikanischer Flugzeuge zu bergen. 1949 konnte der inzwischen integrierte ehemalige Nationalsozialist in sein Anwesen zurückkehren, nach verboglicher Gegenwehr zog die Familie Rauth ins Lager Reichenau Baracke D 20, dem ehemaligen NS-Arbeitserziehungslager.⁸

Im Reichenauer Lager wohnten die Armen, Randständigen und in Not Geratenen, Sudetendeutsche und Volksdeutsche aus Polen, Rumänien, der Tschechoslowakei und der Ukraine, einige Reichsdeutsche mit nationalsozialistischer Vergangenheit wie die Gaufrauenchaftsleiterin von Hessen, die von der guten, alten Zeit faselte. Im näheren Umfeld hielten sich auch so illustre Persönlichkeiten wie

der ehemalige Spinnereiarbeiter Karl Jaworek auf, der am 1. Juni 1924 ein Revolverattentat auf den christlich-sozialen Bundeskanzler Prälat Ignaz Seipel verübt hatte, dessen Politik er für seine Verarmung verantwortlich machte. Der Kanzler kam mit dem Leben davon, Jaworek überstand seinen anschließenden Selbstmordversuch und fünf Jahre schweren Kerker ebenso wie seine Haft während der NS-Zeit im KZ Dachau. 1973 besuchte ihn der ORF in seinem „Elendsquartier bei Innsbruck“, wie sich der Redakteur ausdrückte.⁹

„Habt's zuhause wieder einen Hund g'fressen?“

Maria Heger, die Tochter von Josefa und Otto Rauth erinnert sich noch genau an den Tag ihrer Ankunft im Lager Reichenau, an die Scham, mit einem Fuhrwerk übersiedeln zu müssen, das der Vater und der Bruder zogen. Im Reichenauer Lager zu wohnen, bedeutete den Verlust von Anerkennung und Respekt in der Gesellschaft. Maria erinnert sich an die ablehnende Reaktion der Volksschulkinder, als sie bei der Vorstellungsrunde bekennen musste, im Barackenlager zu leben: „Ich habe mir gedacht, ihr werdet noch schauen, ihr werdet mich noch achten lernen, und das habe ich auch getan. Aber das war immer so eine Angst, wenn du wo hingegangen bist, und man uns gefragt hat, wo wohnst du. Das war immer so ein Makel.“¹⁰ Ihr Ehemann, der von 1954 bis 1965 im Reichenauer Lager lebte, erzählt von einem Werkstättenlehrer in der Gewerbeschule in der Anichstraße, der eine Messingmarke in Emanuels Schublade fand und höhnisch meinte: „Habt's zuhause wieder einen Hund g'fressen?“ Diese kulinarische Vorliebe sagte man den Jenischen nach, eine derartige Behauptung galt aber selbst im Lager als grobe Beleidigung. Als Praktikant bekam Emanuel nur mehr Hilfsarbeiten zugeteilt, nachdem der Betriebsinhaber seine Wohnadresse im Reichenauer Lager erfahren hatte.¹¹

„... weil alle Reichenauer echte Rock'n Roller sind“

Das Leben im Barackenlager erlebte Maria dennoch positiv:

„Ich kann mich erinnern an ein wunderbares Leben. Wir waren frei, hatten hinten hinaus einen ziemlich großen Garten, der Vater hat alles recht schön gemacht, hat eine Veranda gebaut. Unser Spielbereich war praktisch die ganze Reichenau. Es war ein wunderschönes Kindsein da unten. Wir sind auf den Müllhaufen herumgekraxelt, das hat zwar gestunken, aber das war uns völlig egal.“

Und Emanuel, der mit seinen Eltern fünf Jahre lang auf acht Quadratmetern wohnte, bevor die Familie in eine Baracke in die Reichenau mit zwei Einheiten à 12 Quadratmetern mit Garten zog, meint: „Für uns war die Reichenau ein Paradies. Wir mussten zwar hinaus aufs Klo gehen, aber du hattest eine Freiheit. Der ehemalige ‚Mullplatz‘ beim heutigen Baggersee ist ein riesengroßes Augebiet gewe-

sen mit malerischen Bachelern; vom Krieg waren noch so Schützengräben, es war ein Abenteuerspielplatz.“ Beide schwärmten vom Zusammenhalt im Reichenauer Lager, wo man sich nicht bestahl, ein Wir-Gefühl entwickelte, der Polizei Paroli bot und den Erwachsenen beim Singen und Musizieren lauschte. Die Jungen texteten zu Liedern des Rock'n Roll: „Reichenauer Rock'n Roll, den kennt bei uns ein jedes Kind, weil alle Reichenauer echte Rock'n Roller sind (...). Das ist Leben, das ist Musik, das ist wunderbar“. Emanuel Hegers Blues „Die Reichenauer Melodie“ wird heute noch von Musikgruppen gesungen. Auf den Stolz und den eigensinnigen Humor, mit dem die LagerbewohnerInnen auf die ihnen feindlich gesinnte Umwelt reagierten, weist die Existenz eines eigenen Lagerliedes hin, des Reichenauer Liedes: „Vom Reichenaua Loga seima, mir loss'n uns nix gfol'n; stoark seima wia die Bama, des gibt's net überoll; dreie, viere füarcht ma nit und fünfe, sechse a nit, neine haumas einig'haut und olle Leit haums g'schaut“. Nicht zufällig war einer der Brüder von Maria Landesvizemeister im Boxen.¹²

Gegen die „Besseren“

Eine Frau, die als junge Lehrerin die ans Reichenauer Lager angrenzende Bocksiedlung aufsuchte, berichtet: „Als ich dort war, sah ich natürlich dieses ganze Elend, diese Wellblechhütten, die Hennen, die da herumgerannt sind, die Schweindln und gstunken hat's und die Kinder waren auch so armselig.“ Man habe schlimme Dinge über die Bocksiedlung gehört, „aber ich habe das Gefühl gehabt, das sind arme Menschen, die irgendwie ausgestoßen sind und vielleicht deswegen irgendwie einen Hass gehabt haben gegen die anderen Leute, weil sie sie auch verachtet haben“.¹³

Diskriminierung, Bildungsmangel und berufliche Perspektivenlosigkeit trugen dazu bei, dass sich ein Teil der Menschen Überlebensstrategien zurechtlegte, die sich am Rande der Legalität bewegten und leicht in die Delinquenz führen konnten. Die meisten fristeten ihr Dasein mit Hilfs- und Gelegenheitsarbeiten, viele lernten sich mit der Faust zu wehren, um sich so Respekt zu verschaffen, Probleme mit der Polizei waren vorprogrammiert und Alkohol, der über die Tristesse hinweghalf, verschlimmerte die Situation. Zahlreiche BewohnerInnen starben jung, noch mehr im Alter um die 50, 55 Jahre. Das Leben im Teufelskreis von Armut und niedrigen oder unverwertbaren Schul- und Berufsabschlüssen hinderte daran, den eigenen Kindern in ihrer Ausbildung weiterhelfen zu können und hinterließ vielfach nicht nur einen Mangel an Bildungsbewusstsein, sondern geradezu eine Geringschätzung gegenüber allen „Gstudierten“ und den „besseren Leut“. Selbst dort, wo Kindern, was nicht gerade allzu oft vorkam, der Weg zu besserer Bildung und einer Lehre offenstand, wurde die Chance selten genutzt, weil man den Sohn, so Otto Rauth, der allen Überredungskünsten des Poliers widerstand und den Burschen aus der Lehre nahm, nicht „ausbeuten und versklaven“ lassen wollte. Josefa Rauth, die von klein auf damit beschäftigt war, sich und ihrer Familie die nackte Existenz zu sichern, lernte erst über ihre Kinder etwas Lesen und Schreiben. Sie verstand es, hart zu arbeiten und mit Kräutern umzugehen, ansonsten versank sie

im Aberglauben und in der Ausrichtung ihres Lebens nach der Bibel. Josefa und Otto Rauth standen für die Einstellung vieler in der Siedlung und im Lager, die sich, entsprechend der ständigen Benachteiligung und der Beschämung, die sie erfuhren, im harten Gegensatz zur bürgerlichen Gesellschaft empfanden. Deren Ausgrenzung konnte zu einer bestimmten Art von Selbstabgrenzung gegen diese sie abwertende Außenwelt führen, betont Emanuel Heger, der auf die negativen Auswirkungen der Auflehnungsbedürfnisse hinweist:

„Alles, was man gegen die Besseren machen konnte, war dann letzten Endes gut; denen etwas antun, die einen selbst immer was angetan haben. Verständlich, wenn man sich die Lebensläufe ansieht. Ansonsten stand, nicht zuletzt aufgrund der Not, immer im Vordergrund, etwas zu essen zu haben und im Jetzt zu leben. Aber dadurch hat man nicht vorausgeschaut und sich gefragt, was braucht es für eine bessere Zukunft. Man hat allen das Letzte gegeben, wenn es wer gebraucht hat, doch dann mussten die eigenen Kinder hungern. So gab es unter diesen Lebensumständen neben der großen Seelengüte auch eine Härte sondergleichen und einen Fatalismus: So ist es halt. Das Muster war ein Leben in der Gegenwart, die Zukunft spielte keine Rolle und die Gegenwart wurde aufgrund einer schrecklichen Biografie von der Vergangenheit stark gesteuert.“¹⁴

Weder die Tanten und Onkel, noch die Brüder und Schwester von Maria hatten einen erlernten Beruf. Sie ist die einzige, die sich weiterbildete, Zahnarztassistentin lernte, als die Kinder größer waren, dann Buchhaltung für das Geschäft, das ihr Mann Emanuel aufmachte. Schließlich arbeitete sie als Chefsekretärin in einer großen Firma:

„Ich bin jetzt 57 Jahre mit meinem Mann zusammen. Seine Eltern haben immer gestritten, aber sie wollten aufsteigen. Der Vater ist schon als Mechanikermeister ins Lager gekommen, als die Zeiten noch schlecht waren, und hat darauf geschaut, dass Emanuel eine gute Schule hat und eine gute Ausbildung macht. Meine Eltern hatten die totale Harmonie, ich habe mich wie ein Vogerl im warmen Nest gefühlt, aber was man für das Leben in der Zukunft braucht, außerhalb des Lagers, das haben sie uns nicht mitgegeben. Die Härte, die sie auch hatten, habe ich eigentlich nicht gesehen, nicht sehen wollen. Diese Auseinandersetzung ist erst während der Ehe mit meinem Mann gekommen. Ich kann jetzt abwägen, was schief gelaufen ist und liebe sie trotzdem, weil sie konnten nicht anders und hatten gar keine Chance.“¹⁵

Das Wohnen in den sozial peripheren Räumen hatte für die BewohnerInnen der Bocksiedlung und des Barackenlagers Reichenau eine widersprüchliche Bedeutung. Die Qualität der Unterkunft und die Lebensbedingungen waren unglaublich elend und unsagbar ärmlich.¹⁶ Die Menschen erlebten ihre Separierung diskriminierend, weil ihrem Wohnort in den Augen der bürgerlichen Gesellschaft ein schlechter Ruf vorauseilte, die Nennung der Adresse in der Schule wie bei der Arbeitssuche benachteiligte und im Alltag beschämend wirkte. Dies führte dazu, dass viele die Negativzuschreibungen übernahmen und sich mit der Wohngegend identifizierten, so dass sie ein Gefühl der Unterlegenheit verinnerlichten und mitnahmen, selbst wenn sie den Ort verließen. Doch zahlreiche BewohnerInnen schwankten zwischen Bestrebungen, die negativ konnotierte Wohngegend aufzugeben oder dazubleiben, weil ihr Wohnsitz auch Schutz und Solidarität bot. Zwar schloss das räumlich randständige Leben aus sozialen Nahbeziehungen aus und machte klar, einem deklassierten Milieu unter der Grenze der Respektabilität anzugehören, doch gleichzeitig schufen sich die Marginalisierten eine eigene Welt,¹⁷ die durch selbst definierte Ehrbegriffe auf der Basis gegenseitiger Hilfe gekennzeichnet war, um die prekäre Lebenssituation bewältigen zu können. Auch wenn man in der sozialen Hierarchie unten angesiedelt war, so war man doch unter Gleichgesinnten in vergleichbarer Lage und wurde zwar im Außen, nicht aber im Inneren verachtet, wo Personen mit ähnlichem sozialen Status zusammenlebten. Die Menschen waren arm, aber in nachbarschaftliche Kreise und Freundesnetzwerke eingebunden, die einem das Leben erträglicher machten und die misslichen Bedingungen nicht als individuelles, sondern als kollektives Schicksal wahrnehmen ließen. Man kannte sich, war nicht sozial isoliert und lebte eine eigenständige Form von Freiheit, die auch die Kinder betraf. Die BewohnerInnen unterstützten einander, wenn es notwendig war. Sie verstanden es, unerträgliche Lebensbedingungen zu kompensieren und etwas Poesie in ihren Alltag zu bringen. Immer war etwas los, allein war man nie: Die Menschen saßen zusammen, feierten, fabulierten und erzählten einander Geschichten, tanzten, sangen und musizierten. Gegen Außenstehende, die den BewohnerInnen ablehnend gegenüberstanden, sei es die Polizei oder die Fürsorge, hielt man fest zusammen. Dies schloss lautstarke und handgreifliche Auseinandersetzungen untereinander ebenso wenig aus wie übermäßigen Alkoholgenuß und Vernachlässigung von Kindern oder auch Gewalt gegen sie. Die Fürsorge jedoch definierte einen anderen kulturellen Umgang mit Kindern auch dort umgehend als Verwahrlosung, wo er ihnen gut tat und menschenfreundlicher war als die bürgerlichen Erziehungspraktiken. Erst unter Berücksichtigung all der genannten Faktoren ist es zu verstehen, warum viele BewohnerInnen von Lagern und Baracken, die sie sich in ihrer Tradition der Selbstorganisation aufgebaut oder hergerichtet hatten, der Absiedelung Widerstand entgegenbrachten und den Aufenthalt in einer solidarischen Schicksalsgemeinschaft bevorzugten – trotz all der gravierenden Nachteile.

Vom Barackenlager in die Substandardwohnung

Die Stadt Innsbruck ließ die letzte Baracke des Lagers Reichenau im Dezember 1969 abbrennen. Bei der Absiedelung des Lagers wurde nur ein kleiner Teil der BewohnerInnen mit Neubauwohnungen in der Reichenau bzw. im Olympischen Dorf bedacht, da vielen die finanziellen Mittel für Bauzuschüsse und die Mieten fehlte. Zudem unterschied die städtische Politik zwischen normalen und „nicht wohnfähigen“ oder „noch wohnfähigen bzw. beschränkt wohnfähigen“ Mietparteien. Viele Menschen der Bocksiedlung und des Reichenauer Lagers bekamen daher Substandardwohnungen zugeteilt und wurden in bestimmten Gegenden von Innsbruck konzentriert, die wenig sozial durchmischt waren und wo sie wieder unter dem schlechten Ruf zu leiden hatten: etwa in „Stalingrad“ (Burgenland-/Prem-/Kaufmannstraße), der „Villa Gorilla“ in der Prinz-Eugenstraße 46, im Turnus-Vereinshaus in der Innstraße 2, in der Wiesengasse, im Schlachthofblock, am alten Flughafen und in der „Bloach“. Ab der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre verbrachten Josefa und Otto Rauth ihre letzten Lebensjahre am Bleichenweg 1. Wegen ihrer legendären Persönlichkeit erhielt Josefa den Spitznamen „die alte Rauthin von der Bloach“, der auch ein ORF-Radiobeitrag gewidmet wurde. Der Tiroler Volksdichter Sepp Weidacher hat dazu ein Gedicht verfasst, als er sie einmal mit ihrem schweren Wagen von der „Mull“ heimfahren sah. Otto Rauth war ein gewiefter Mann, der für seine Um- und Zubauten im Reichenauer Lager wiederholt mit dem Stadtoberhaupt von Innsbruck in Berührung gekommen war und ihn das eine oder andere Mal übers Ohr zu hauen wusste. Bei seinem Begräbnis im Jahr 1975 ließ es sich Bürgermeister Alois Lugger trotzdem nicht nehmen, persönlich zu kondolieren.¹⁸ Die Sowjetunion sahen weder Otto noch Josefa Rauth jemals.

Anmerkungen

- 1 Friedrich Stepanek: „Ich bekämpfte jeden Faschismus“. Lebenswege Tiroler Spanienkämpfer. Innsbruck 2010 (Studien zu Geschichte und Politik 13), S. 25f.
- 2 Interview Horst Schreiber mit Emanuel und Maria Heger, der Tochter von Josefa und Otto Rauth, 14.9.2013.
- 3 Ebd.
- 4 Susanne Mark/Harald Schneider/Sandra Parth: Die ehemalige Bocksiedlung in Innsbruck, in: <https://cba.fro.at/285050> (Zugriff 10.8.2015).
- 5 Interview Horst Schreiber mit Emanuel und Maria Heger, 14.9.2013.
- 6 Ebd.
- 7 Karola Fings: Krieg, Gesellschaft und KZ: Himmlers SS-Baubrigaden. Paderborn 2005, S. 197–214.
- 8 Interview Horst Schreiber mit Emanuel und Maria Heger, 14.9.2013.
- 9 Maria Kronbichler: Attentat auf Kanzler Seipel: „Ich glaube, man hat auf mich geschossen“, in: http://diepresse.com/home/zeitgeschichte/3814040/Attentat-auf-Seipel_Ich-glaube-man-hat-auf-mich-geschossen, 1.6.2014 (Zugriff 10.8.2015).
- 10 Interview Horst Schreiber mit Maria Heger, 14.9.2013.
- 11 Interview Horst Schreiber mit Emanuel Heger, 14.9.2013.
- 12 Ebd.
- 13 Mark/Schneider/Parth: Ehemalige Bocksiedlung, in: <https://cba.fro.at/285050> (Zugriff 10.8.2015).

- 14 Interview Horst Schreiber mit Emanuel Heger, 14.9.2013.
- 15 Interview Horst Schreiber mit Maria Heger, 14.9.2013.
- 16 In der Folge zitiere ich aus meinen Forschungsergebnissen zu den Kinderheimen der Stadt Innsbruck, die in Kürze erscheinen.
- 17 Diese Einschätzung beruht auf Interviews mit BewohnerInnen der Bocksiedlung, des Reichenauer Lagers und von „Stalingrad“.
- 18 Interview Horst Schreiber mit Emanuel Heger, 14.9.2013.